

Czerner, Silvia

Kein Fest ohne Eingemachtes

Oder

Experiment mit einem Krebsgeschwür

Ein medizinhistorisches Museum. Hier geht es ums Eingemachte. Darum ist die Geschichte wahr, nicht wahr? Fiktion und Wirklichkeit überspielen sich perfide, hinter allen Exponaten stecken Leben von Personen, die existiert haben. Ja, komm nur, Du ahnungslose Leserschaft, hier geht es lang, die dunkle, knarrende Treppe hinauf in das geheime Geschoss. Ich habe die Abteilung umbenannt in „Monströse Monumente“. Hier sind die alten Fenster besonders blind und man könnte meinen, selbst das Gebäude dreht sich weg, weil es ihm unheimlich wird. Nur die Spinnen weben ungerührt ihre Netze. Dort aber, seht nur, dort steht es - könnt Ihr es hören? Es ist ein wirklich böses Krebsgeschwür, das wispert: *„Mein Wirt, der Darm, hatte selbst eine Wirtin. Eine große, eine schöne, eine lebenslustige Wirtin - zumindest als wir uns kennenlernten. Ja, und wir hatten ein charmantes Verhältnis. Symbiose sollte ich es nennen, denn fast alles, was in der Literatur so beschrieben steht, mag zu uns passen. Zusammen leben. Ja! Krebsgeschwür und Organ. Ja! Vergesellschaftung zweier Organismen. Ja!! Zum gegenseitigen Nutzen und in gegenseitiger Abhängigkeit. Jaa!!! Auch, wenn alles seine Grenzen hat. Sogar ein Menschenleben. Seit dieses aufgehört hat, hänge ich hier fest. Hinter Glas. In einem Zylinder. In einer Lösung. Das ist nun nicht die Lösung, die ich mir vorgestellt hatte für die Ewigkeit. Der Alkohol hat mir das Wasser entzogen, sodass ich mich stets etwas trocken anfühle. Vor langer Zeit pulsierte das warme Blut in meiner Nähe. Das Formalin hat meine Proteine vernetzt, seitdem fühle ich mich wie aus Gummi beschaffen - eine schreckliche Veränderung meiner selbst. Bewegen kann ich mich auch nicht mehr. Aber ich habe Respekt vor der Konservierung. Ich kann mich mein weiteres Leben an entsetzten Blicken weiden. Vorher musste ich im Dunkeln agieren. Bis das grelle OP-Licht mich traf und ich wusste, nun ist es vorbei mit dem geselligen Leben und Herumwuchern. Jedoch hatte ich wie in Vorahnung lange zuvor ein paar Zellen losgeschickt und diese hatten bereits zurückgemeldet, dass sie woanders ankern konnten. Ja, wir waren richtig gut im Zerstören. Gleich mit fünf weiteren Organen konnte ich mich symbiotisch vereinen. Was für ein Leben! Es kam mir vor wie eine letzte große Umarmung an diese großartig leidende Menschenwirtin, die damit allerdings ihr eigenes Leben loslassen musste. Wie mir mein Name Krebsgeschwür doch auf der Zunge zergeht. Das ist ein großartiger Name! Ja, wir waren genau das, eine verschworene Gemeinschaft bösartiger Zellen, die ein mächtiges Feuer schürten unter den gut meinenden Fresszellen. Ach, was war das für eine fette Zeit. Jetzt ist alles anders. Mir persönlich bleibt nur der Genuss des Ekels, aus Blicken, die mich treffen hier im Museum, bewusst oder unbewusst. Neugierige Blicke mag ich nicht so. Ich weide mich mehr an der Verstörung, die ich immer noch hervor rufen kann; an dem Ernst, der manch verschrecktem Auge innewohnt; an dem Entsetzen, das ich aufblitzen sehe oder auch an manch verhaltener Wut. - Heda, DU - sieh mich nicht so gebannt an, Fremde. Ich tue dir*

doch nichts ... na, komm doch näher! Komm schon, schau mir tief in mein Auge!
Ich weiche zurück, war mir doch, als könne ich ein einladendes singendes
Murmeln hören, das von diesem Geschwür ausging. Komischer Name - Geschwür
- wer zum Teufel kann nur ein Geschwür ein Geschwür nennen? Lässt das nicht
zu viele Verschwörungstheorien zu? Ich bin mir sicher. Wäre ich Geschworene in
einem Mordprozess, würde ich es verurteilen. Aber dieser Schurke ist bereits tot
und seine Patientin Geschichte. Meine Gedanken schweifen weiter.
Wirtin. Ich weiß gar nicht, warum ich jetzt *diesen* Begriff auf einmal im Kopf habe.
Wirtin... Ja, ich könnte die Wirtin sein eines solchen abscheulichen Teiles. Indirekt
oder direkt? Wohl mehr indirekt in diesem Fall, denn es wäre ja ein Organ
betroffen, das als Wirt dient. Hm, als Wirtin bewirbt man ... Mir wird ein bisschen
schlecht. Und schwindelig. Meine Hände sind eiskalt und ich presse sie gegen
meinen Kopf, um meine fliegenden Gedanken zu beruhigen. Könnte Wirtin sein!
Muss aber nicht. Das ist die Optimistin in mir. Selbst wenn ich Wirtin wäre, müsste
ich dieses krebsige Klischee nicht bedienen. Mein Mund ist trotzdem trocken. Ja,
bleib trocken, mahne ich mich, denn ich fühle das salzige Meer meiner Tränen in
mir hochsteigen. Lass diese Feuchtigkeit gar nicht erst hochkommen. Lenk dich
ab. Raumforderung, das ist der bessere Name für solch ein Geschwür. Hygienisch
klar und rein - viel besser abgrenzungsfähig - solange es einen nicht betrifft.
Ich lehne mich etwas entfernt von der Ausstellungsvitrine gegen einen Schrank,
um mehr Abstand zu bringen zwischen mich und dieses böartige Präparat. Balle
die Fäuste zusammen, möchte am liebsten hineinschlagen in das Geschwür,
möchte es vernichten, es nicht länger ausgestellt wissen. Warum nur bin ich heute
in dieses Museum gegangen? Ich hätte mir mehr Zeit lassen sollen. Mir ist, als
zöge mich dieses obskure Teil magisch an, ich nähere mich noch einmal zögernd.
Was ist das? Mitten in der Geschwulst pulsiert etwas Rot Geädertes, gebannt
starre ich auf das Geschwür. Perfide und langsam beginnt sich dieser kleine rote
Punkt wie ein strudelndes Auge auf dem Geschwür zu drehen, mehr und mehr
zieht es meinen Blick in sich hinein. Ich spüre, wie ich meinen Willen verliere, ich
drehe mich mehr und mehr mit. Und falle. Versuche zu rufen, doch es bleibt bei
einem heiseren Krächzen und mein Auge lässt sich tief hineinziehen in diesen
drehenden roten Schwindel. Innerhalb kurzer Zeit werde ich eingesogen in das
schwabbelige Geschwür, ich spüre den feuchtkalten Schleim plötzlich auf meinen
nackten Armen, dann verschwindet auch mein Körper komplett im roten Strudel.
Es klingt wie ein lautes, röchelndes Schmatzen. Einen Moment lang ist alles still
und dunkel, ich spüre eine lautlose Panik in mir. Doch dann lande ich wie
ausgespuckt unter einer grellen Lichtröhre auf dem weiß getünchten Gang einer
Krankenhausabteilung.

* * *

Das Operationsteam hatte mich für 6:30 Uhr einbestellt. Ich sollte früh als Erste
operiert werden. Seitdem saß ich scheinbar endlos lange auf dem Flur, unter
dieser grellen Lichtröhre auf dem weiß getünchten Gang. Zusammen mit drei
anderen Patientinnen, die ebenfalls heute operiert werden sollten. Mit jeder
Stunde zogen sich mein Kopf und mein Bauch mehr zusammen und ich fühlte, wie
sich aus meinem Körper langsam eine Rosine formte. Es war Teil der Krankheit,
dass ich innerlich schnell dehydrierte. Nach dem vorherigen Abführtag kein
Wunder, alles, was ich an Flüssigkeit oben hineingegeben hatte, kam umgehend
unten wieder hinaus. Hier half nur eine Infusion, doch auf diese wartete ich bereits
länger an diesem Morgen. Irgendwann bemühte ich mich, aufzustehen, um die

Schwestern auf meinen maladen Zustand hinzuweisen. Es dauerte eine weitere Stunde. Immerhin durfte ich in eines der Zimmer verschwinden und dort weiter warten. In dem Raum war es ruhig. Darin standen zwei Betten. Eines sah benutzt aus, die Patientin war nicht anwesend.

Alles, was ich schon hinter mir gelassen hatte, kam nun langsam wieder hoch. Die Dehydrierung setzte mehr und mehr ein. Übelkeit, Schwindel, Kopfschmerzen. Lange dauerte es nicht mehr, bis die kleinste Bewegung ausreichte, damit ich diese Galle erbrach. Ich fühlte mich hilflos. Der Infusionsbeutel stand bereits neben meinem Bett. Nur der Zugang fehlte. Ab und zu kam eine Schwester hinein, stellt fest, dass mir die Kanüle noch fehlte und stürzte flott davon, „um den Ärzten was zu erzählen und mal richtig Dampf zu machen“, wie sie sagte. Trotzdem passierte nichts weiter. Dann irgendwann war es endlich soweit. Die Verbindung wurde hergestellt zwischen der lebensnotwendigen Flüssigkeit und meinem verdorrten Körper. Gierig saugte sich mein Blut das Wasser in die Vene, der Tropf lief schnell. Ich lag - noch angezogen - auf dem Bett und versuchte ein bisschen vor mich hinzudämmern. Vor mir stand das zweite Bett - nach wie vor ohne Patientin. Und es gab einen winzigen Tisch und zwei Stühle. Zwei Betten, zwei Schränke, zwei Nachttische, zwei Leben, zwei Frauen, zwei Individuen. Zwei Patientinnen. Wir würden für eine kurze Zeit unsere Lebenszeit teilen. Sie würde ihren Schmerz tragen, ich den meinen. Vielleicht war er ähnlich beschaffen. Ich kniff meine Augen ein wenig zusammen. Die Situation erschien mir unwirklich, je schärfer ich mir bewusst machte, dass ich wieder in einer Klinik gelandet war. Da konnte ein wenig Unschärfe nicht schaden, ein bisschen phantastisches Flimmern um mich herum. Mit einem Mal schien mir, als verlöre ich mich in einem Spiegel - ich sickerte förmlich hinein, löste mich auf wie ein Schatten im Nichts. Hörte nur von weitem das Schlagen meines Herzens wie einen ständigen Tropfen, der viel zu hart auf einen viel zu heißen Stein traf ...

* *

Die blonde Frau richtete sich auf in ihrem Bett. Sie mochte in den Vierzigern stecken, wirkte noch jung und sah doch verhärtet und verloren aus. „Seit Jahren! Wirklich seit Jahren weiß ich, dass etwas mit mir nicht stimmt. Ich bin von einem Arzt zum nächsten gelaufen, wurde untersucht, auf den Kopf gestellt. Kein Mediziner, kein Heilpraktiker konnte mir helfen.“ Sie schickte einen zerbrechlichen Blick durch den Raum, der an nichts und niemandem hängen blieb. „Seit vielen Jahren habe ich Bauchschmerzen und seit einigen Jahren nimmt mich niemand mehr ernst damit. Zum Teil behandelt man mich wie einen Hypochonder. Es ist nicht zu fassen. Und da komme ich aus Verlegenheit hierher, nur um mal hinein schauen zu lassen. Und plötzlich ist alles völlig anders. Eine schwere Mauer errichtet sich vor meinem Leben, die ich nicht überwinden kann.“ Sie schüttelte sich leicht in ihrer Verzweiflung und fuhr dann fort: „Es sollte doch nur eine Zyste sein.“ Ihr Gegenüber fragte: „Sie sind bereits operiert? Eine Bauchspiegelung?“ Die blonde Frau schaute etwas irritiert, als nähme sie jetzt erst wahr, dass sie mit jemandem spräche. „Jaja, zuerst wurde eine Bauchspiegelung gemacht - vor gut fünf Wochen. Eine Zyste wäre nicht das Problem gewesen. Aber auf einmal ging alles furchtbar schnell. Ich musste sofort erneut operiert werden.“ Für einen Moment schwieg sie und sah ins Leere. „Totaloperation. Alles ist weg. Von oben bis unten aufgeschnitten. Da kam tatsächlich eine Ärztin aus der Onkologie zu mir und haute mir um die Ohren, dass es vorbei sei; dass es zu spät sei, um mir zu helfen. Dass ich sterben werde, so oder so.“ Ihre Stimme war hauchdünn

geworden. „Das war sicher ein harter Schock. Wie sind sie damit umgegangen?“ fragte ihr Gegenüber. Die blonde Frau fixierte ihr Gegenüber einen Moment lang. „Es ist noch nicht wirklich in mir angekommen. Ich habe mein Leben lang alles richtig gemacht, habe mich gesund ernährt, kaum Alkohol getrunken, geraucht habe ich nie. Doch immer wieder diese diffusen Beschwerden. Hier wollte man nur einmal auf den Bauch schauen. Nun habe ich ein Ergebnis, das mir das Leben zerbricht. Warum hat man das nicht früher feststellen können? Ich spreche darüber und laufe selber noch dahinter her. Oder vielleicht auch davor davon, kann es kaum fangen, um es zu begreifen. Nach der OP war ich körperlich viel zu schwach. Alle meine Kräfte verließen mich, meine Muskelkraft versagte den Dienst, ich magerte furchtbar ab und konnte mich selbst nicht aufrichten. Die Schwestern hier sind Gold wert, sie helfen mir, langsam wieder zurück zu finden. Aber in was? Ins Leben? Oder bereits in den Tod?“ Sie sah ihr Gegenüber eindringlich an. „Ich weiß nicht, was wird. Verstehen sie das?“ Ihr Gegenüber versuchte, der Frage zu entgehen: „Haben sie Familie? Und wissen sie Bescheid?“ „Ich bin verheiratet. Und ich habe einen Sohn, er ist 19 Jahre alt. Sie wissen es beide, aber mein Sohn glaubt, ich werde trotzdem gesund. Soll ich ihm etwas anderes vermitteln? Es ist so schwierig, darüber zu sprechen. Er hat sich viele Informationen aus dem Internet besorgt. Von Fällen, die nicht so schlimm sind wie der meine, also heilbar. Daran klammert er sich fest, obwohl er die richtige Diagnose kennt ... nicht heilbar.“

Zwischendurch klingelte das Telefon. Die Patientin entschuldigte sich jedes Mal, nahm den Hörer ab und gab Ratschläge an Dritte. Darüber, wo etwas zu finden war, ein anderes Mal, wie etwas behandelt werden sollte. Es war spürbar, sie war noch voll integriert in ein Leben, das ohne sie nicht einfach stattfinden wollte. Die Besucherin, eine sich ehrenamtlich einbringende Dame, zog sich beim nächsten Telefonat freundlich zurück. Sie spürte, dass sie selbst nicht über Allgemeinplätze hinauskommen würde bei diesem Gespräch und fand es fairer, zu gehen.

Ein weiteres Gespräch fand statt. Eine Schwester betrat energisch das Zimmer, schob ihren Medikamentenwagen vor das Bett der Patientin und erkundigte sich fachlich versiert nach den Vorlieben für die nächsten Stunden. Schüchtern bat die Patientin darum, eines der Medikamente zu reduzieren. Die lähmende Nebenwirkung auf den Darm sei nicht zu ertragen und sie wolle lieber ihr bisschen Darm wieder in Schwung bringen. Die Schwester ging sehr freundlich darauf ein, beriet hier und da und machte sich Notizen. Schließlich verließ auch sie den Raum und es schien, als solle etwas Ruhe einkehren in das Krankenzimmer. Doch stattdessen klopfte bereits die nächste Schwester an, stellte sich mit leiser und ruhiger Stimme als Palliativschwester vor, die auch am Wochenende da sein würde und sprach ebenfalls die Medikamente an, insbesondere das kurz zuvor erst Reduzierte. „Glauben sie mir, sie tun sich selbst keinen Gefallen, wenn sie sich bei den Schmerzmedikamenten zurück halten. Wie geht es ihnen denn mit ihrer Verdauung?“ „Nunja, ich habe das Gefühl, mein Darm will nicht so richtig. Es ist nur ganz wenig, wenn auch jeden Tag.“ „Das klingt nicht schlecht. Da hat ihr Darm begonnen, wieder zu funktionieren. Ich rate ihnen, die Schmerzmedikamente aufrecht zu halten, sofern ihr Darm wenigstens alle drei Tage etwas von sich gibt. Es wäre an der falschen Stelle gespart, wenn sie auf Schmerzmedikamente verzichten. Die Schmerzen werden leider nicht besser und nur durch eine entsprechende Dosierung können sie sich bis zum Schluss eine Lebensqualität erhalten, die auf einem aushaltbaren Level liegt.“ „Bis zum

Schluss“ wiederholte die Patientin leise. „Mein Sohn will jetzt ausziehen, er hat eine kleine Wohnung gefunden, die ihm zusagt.“ Das Gespräch ging ein wenig hin und her, mit einer bewundernswerten Leichtigkeit kam die Palliativschwester schnell auf die möglichen Medikamente zurück. Schließlich sprachen sie noch über Drogen, die man sich auf illegalen Wegen beschaffen könnte. Die Schwester berichtete von einem Patienten im Hospiz, der jeden Tag sein Cannabis rauche, weil es ihm sehr gut gegen die Schmerzen helfe. Endlich beendeten sie ihr Gespräch und die Palliativschwester verließ so leise und ruhig den Raum, wie sie ihn betreten hatte.

Es klopfte wieder. Mit einem Seufzen rief die blonde Patientin „Ja, bitte“, obwohl ihr weiterer Besuch lästig erschien. Nun stürmte eine Physiotherapeutin in den Raum, gut gelaunt, mit einem ewigen Lächeln auf den Lippen. Das ganze Zimmer erhellte sich aufgrund ihrer eingebrachten guten Laune. „Da bin ich wieder, wie versprochen. Nun können wir endlich massieren.“ Sprach’s und machte sich gleich über ihre Patientin her, Diese begab sich bereitwillig in die geforderten Positionen. Lymphödeme wurden bearbeitet, die zurückgegangen waren und mit der Zeit tatsächlich besiegt worden waren. Ein winziger kleiner Triumph im Leben der Patientin über ihren Körper, der ansonsten machte, was er wollte. Ein winzig kleiner Lichtblick in einem Leben, das sich dem Sterben zuneigen sollte.

Dann endlich wurde es still und seltsam verhangen im Raum. Schweigsam lag die blonde Frau in ihrem Bett, hatte sich ein wenig zugedeckt und zog sich mehr und mehr zurück in ihre Einsamkeit. Auch das Telefon fiel in mitfühlendes Schweigen.

* *

Ich selber erwachte wie aus einem Nebel. Schattengleich schien ich wieder zurück zu gleiten aus jenem Spiegel, der mich in ein anderes Leben getropft hatte. Auf einmal nahm ich mich wieder wahr, fühlte meine Jeans und das T-Shirt, mit dem ich auf dem Krankenbett lag. Der Tropf war längst aufgebraucht. Niemand hatte sich um mich gekümmert. Es war später Nachmittag geworden, die Sonne blinzelte schräg in das Zimmer hinein. Eine Schwester betrat den Raum und bemerkte den noch verbundenen Zugang. Das Blut war ein wenig in den Zuführschlauch gelaufen und gab sich seltsam viskos, als die Schwester den Zugang wieder schloss. „Wann werde ich operiert?“ fragte ich die Schwester. Sie wusste keine Antwort und ging davon. Ich setzte mich an den winzigen Tisch, der im Raum stand. Weitere zwei Stunden später kam eine Assistenzärztin zu mir. Ein schwerwiegender Notfall habe verhindert, dass ich operiert werden konnte, erzählte sie mir und entschuldigte sich zahlreich. Ich solle in vierzehn Tagen wieder herkommen, dann sei ich gleich als erste Patientin dran. Nun aber solle ich wieder nach Hause gehen. Damit verschwand sie spurlos, scheinbar wie jede andere, die im Raum gewesen sein mochte. Ich blieb allein zurück und fröstelte. Das zweite Bett war nach wie vor leer. Hatte ich nun einen Tag dieser blonden Patientin erlebt oder aber alles nur geträumt? War es mein eigener weiterer Werdegang meiner Krankheitsgeschichte, den ich aus fremder Ferne beobachtet hatte?

* * *

Plötzlich ergreift mich ein Schwindel und spült mich ruckartig zurück. Ich lehne mit geschlossenen Augen gegen einen alten Apothekerschrank und spüre den angeschlagenen Handgriff in meinem Nacken. Meine Hände nehmen langsam die Kälte des Steinbodens wahr. Mit einem tiefen Atemzug öffne ich meine Augen und staune über die Ähnlichkeit. Dass altes Holz doch immer wieder ähnlich riecht.

Dieser Geruch führte mich zu den alten Küchenschrankn, die meine Eltern im Keller nutzen. Mein Großvater bewahrte schon seine Werkzeuge darin auf. Daneben gab es jede Menge Vorrat. Die Einmachgläsern mit dem Obst des letzten Sommers standen in den Regalen wie hier manche Exponate aufbewahrt wurden. Auch dort gab es einen alten Steinboden, der sich im Sommer so herrlich kalt unter meinen Füßen anfühlte. Meine Hände brachten mir diese kühle Erinnerung zurück und ich hätte mich gerne festgekrallt, um mir selber Halt zu schenken.

Schräg über mir steht das Exponat mit dem Krebsgeschwür. Mir scheint, dass es sich noch ein bisschen mehr an den Rand gedrängt hat, um mich besser beobachten zu können. Doch es lief nur eine Gruppe von Menschen auf der anderen Seite entlang, die ein wenig Bewegung verursachten. Manche Gläser klirren leise gegeneinander, als ob sie sich begrüßen wollen. Jemand eilt plötzlich auf mich zu. „Ach, herrje, was ist denn mit Ihnen los? Geht es Ihnen nicht gut?“ Ich versuche mich mit einem Lächeln und schaue hoch. „Danke, es geht schon. Das ist nur mein Kreislauf. Ich stehe gleich wieder auf.“ Ich will nicht, dass es mir jemand ansieht. Ich möchte nur sitzen und noch einen Moment meinem eigenen Erleben nachhängen, bevor ich wieder rüber muss. Möchte das Krebsgeschwür noch einmal ansehen. Es scheint so gänzlich unberührt zu sein von mir und meiner Anwesenheit. Liegt einfach so vor sich hin, gräulich weiß in Formalin konserviert. Sein Wispern ist verklungen. Mir graut. Ich weiß es ja. Tief in mir drinnen hockt auch etwas. Raumforderung nennt sich das Gespenst, das im Dunkeln hausiert und sich vielleicht Orte sucht für diverse Koexistenzen. Plus oder minus, ja oder nein, es kann gut sein, oder auch böse. Eine Raumforderung kann sich mit jeder Minute weiter verstreuen - oder auch nicht. Da sitzt etwas in mir. Im schlimmsten Fall sieht es ähnlich aus wie dieses Krebsgeschwür. Aber halt! Das böse Geschwür gehört zu einer alten Geschichte. Und jede Geschichte ist anders. Jede Frau hat die gleiche Chance. Denn jede Frau kann einen Krebs an den Eierstöcken entwickeln. Und jede Frau kann das Glück haben, dass das Böse sie nicht betrifft. Oder dass der Krebs besiegt wird.

Wenn ich jetzt gehe, werde ich dem alten Geschwür da einen vernichtenden Blick zuwerfen. Ob das eine gute Idee war, so kurz vor der Operation in dieses Museum zu gehen? Immerhin hatte ich nun eine Vorstellung von dem, was ich ganz und gar nicht bei mir finden lassen wollte. Den Rest dieser Geschichte würde der nächste Tag zu Tage bringen. Denn alles Leben ist real, nicht wahr? Nur eine Zeit lang bleibt das, was im Körper wächst, reine Spekulation. Kein Fest ohne Eingemachtes! Wenn alles gut ginge, würde ich im Sommer mit meiner gesamten Familie auf der Terrasse meiner Eltern sitzen und die letzten Gläser vernichten.